

Einleitung

Dieses Buch zeigt den offenen, nachdenklichen und manchmal provokativen Einblick eines deutschen Juden und Gelehrten in das jüdische Denken über die Jahrhunderte. Und es führt in das eigene Denken eines Mannes ein, der den Einfluss der großen jüdischen Philosophen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts wie Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Martin Buber, Emmanuel Levinas oder in Amerika Mordecai Kaplan auf das Judentum als Zeitzeuge erlebte und mit einigen von ihnen noch selbst diskutierte und argumentierte. Der Rabbiner, Lehrer und Religionsphilosoph Leo Trepp hat bis kurz vor seinem Tod 2010 an der Universität Mainz gelehrt und Vorträge gehalten. Seine Interessen und Themen variierten – er beschäftigte sich mit dem rabbinischen Denken des Altertums genauso wie mit der Kabbala oder der Philosophie des bedeutenden jüdisch-französischen Denkers Emmanuel Levinas. Dennoch durchzog alle seine Vorlesungen, Vorträge und Publikationen eine rote Linie. Eine immer wieder neu zu beantwortende Frage: Wie verhält sich das Judentum und wie verhalten sich die Juden zu einer sich stets verändernden Welt und deren Prüfungen und Herausforderungen?

In einem seiner englischsprachigen Bücher, „The History of the Jewish Experience“, also „Die Geschichte der Jüdischen Erfahrung und Praxis“, schreibt Leo Trepp: „Was immer mit den Juden in einem historischen Augenblick passierte, hat ihren Blick auf die Welt geformt und ihre Gebete und ihre Praktiken beeinflusst, ihre Philosophie und ihre Hoffnungen verändert. Der kreative Beitrag eines jeden Juden in dieser Abfolge von Geschehnissen hat zu dieser lebendigen Geschichte beigetragen. Der Glaube hat die Menschen geformt, und die Menschen haben ihren Glauben geformt in einer nicht endenden Entwicklung. Judentum ist ewiger Glaube und ewiges Volk, ein nicht endender Dialog zwischen Gott und den Menschen.“

Leo Trepp hat diesen Dialog bis zu seinem Tod geführt. Er stand tief im Glauben an den ewigen Einen, von dem er in seinen letzten Tagen sagte: „Was am Ende bleibt, ist Gott“. Für Trepp war es der Gott der Tora: Liebend, verzeihend und die Menschen zu ethischem Handeln verpflichtend. Doch dieser Gott war für ihn nie statisch oder die Wahrnehmung von ihm unveränderbar. Die Menschen ändern sich, und so ändert sich ihre Haltung Gott gegenüber. Von früher Jugend an setzte sich Trepp mit den jüdischen Philosophen und Religionsgelehrten auseinander, die eine Offenheit dem Judentum gegenüber zeigten und es – den Bedürfnissen der Menschen entgegenkommend und einer sich modernisierenden Zeit gegenüber stellend – weiterentwickeln wollten, und damit den sich verändernden Bedürfnissen der Menschen entgegenkamen. Im Herbst 1971 diskutiert er in seiner Korrespondenz mit dem damals 90-jährigen Mor-

decai Kaplan, dem Begründer des Rekonstruktionismus, ob und inwieweit die persönliche Wahrnehmung Gottes tragfähig sei. Einige Jahre später wird er seinen Lehrer und Freund Kaplan mit einem kritisch geschriebenen Porträt bei den deutschen Juden einführen. Kaplan, der seines breiten Einflusses wegen als einer der wichtigsten amerikanischen Religionsphilosophen galt, sieht im Judentum eine sich entfaltende religiöse Zivilisation, die aus dem Geist des Volkes erwachsen ist und weiter erwächst. Auch der Gottesbegriff steht nicht fest, sondern erwächst aus diesem jüdischen Volksgeist. „Ich habe doch einige Schwierigkeiten damit“, schreibt Trepp ihm in einem Brief. Doch dass diese Gedanken in der Welt sein müssen, dass man sie debattieren und wachsen lassen muss, um zu sehen, was sich daraus für die Juden ergeben kann, steht für ihn fest.

Trepp war in einer offenen Atmosphäre erzogen worden. Seine Familie lebte strikt orthodox und doch mit aller Hingabe der weltlichen Kultur zugewandt. Als Trepp sechs Jahre alt war, begann sein Vater nicht nur, ihn Tora und Talmud zu lehren, sondern nahm ihn mit in Konzerte und in die Oper, erklärte ihm in Kunstbänden Werke von Michelangelo und Rembrandt und erzählte ihm neben den Kindergeschichten des Mainzer Rabbiners auch die von Schillers Wilhelm Tell. Die Familie gehörte der neo-orthodoxen Synagoge in Mainz an, deren Mitglieder eine Orgel in den Gottesdiensten ablehnten und deshalb die Hauptsynagoge verlassen hatten. Doch bis zur Schoa teilten sich die beiden Gruppen alle Gemeindevorrichtungen, die Mitglieder waren in Freundschaft verbunden.

Das von Samson Raphael Hirsch entwickelte Denken der Neo-Orthodoxie beeinflusste Leo Trepps eigenes Denken stark. Hirsch trat für die strenge Befolgung aller Mizwot ein, doch gleichzeitig dafür, dass die Juden engagierte Bürger des weltlichen Staates sein sollten, in dem sie lebten. Dem Gebot, den Fremden zu lieben, gab er eine neue Dimension: „Sey gerecht in That, sey wahr in Wort, trage Liebe im Herzen gegen deinen nichtjüdischen Bruder, wie es deine Thauröh dich lehrt – speise seine Hungrigen, kleide seine Nackten, erquicke seine Kranken, tröste seine Leidenden, berathe seine Unberathenen, springe ihm bei mit Rath und That, in Noth und Fahrniß, entfalte die ganze edle Fülle deines Jissroeleilhums“ schreibt Hirsch in dem 15. Brief seiner *Neunzehn Briefe über Judenthum*. Für Trepp blieb dies das Ideal der Orthodoxie. Mit einer sich völlig von der Umwelt zurückziehenden Orthodoxie konnte er nicht nur nichts anfangen – er hielt sie für unproduktiv. Das Konzept Hirschs konnte er zwar auch nicht uneingeschränkt akzeptieren, er erweiterte es stark für sich und modernisierte es. Doch der Kern blieb: Tora im Derech Eretz – Tora verbunden mit weltlicher Kultur.

Im Austausch mit anderen, auch mit den Nichtjuden, konnten Juden aus Trepps Sicht nur gewinnen. Wobei ihm selbst Kontakte, Diskussionen und Unterhaltungen ohnehin ein Vergnügen waren. Leo Trepp liebte die Menschen. Wenn ein Student eine Frage an ihn hatte, setzte er sich nach der Vorlesung noch einmal mit ihm hin und besprach sie. Wenn jemand in einem Problem nicht weiter wusste, hörte er zu und gab Rat und Trost. Und wenn er herausfand, dass den armenischen Arbeiter am Flughafen Verdi-Opern genauso fas-

zinierten wie ihn selbst, verabschiedete er sich von ihm mit einer Umarmung. Jemand beschrieb diese Haltung einmal so: „Ob arm oder reich, schwarz oder weiß, Jude oder Nichtjude – Leo Trepps Tür steht offen.“ Diese Haltung zeichnet auch sein Werk aus. Er schrieb und sprach für die Menschen. Attitüden jeglicher Couleur waren ihm fremd. Ich habe versucht, in der Auswahl der Aufsätze dieser Haltung Trepps Respekt zu zollen. Einige Beiträge wenden sich ursprünglich an Kollegen und bedürfen einer gewissen Vorkenntnis. Doch die meisten Essays sind, so hoffe ich sehr, jedem interessierten Leser zugänglich. Um das Lesen zu erleichtern und Orientierungshilfe zu geben, habe ich die einzelnen Stücke jeweils um eine erklärende und hoffentlich der besseren Einordnung dienende Einleitung ergänzt.

Die für den vorliegenden Band ausgewählten Werke hat Leo Trepp in dem Zeitraum von 1943 bis 2010 geschrieben. Er ist in diesen Beiträgen nicht nur der jüdische Denker, der Philosophien und Geschehnisse beleuchtet und einordnet, neue Ideen entwirft und alte Ideen aus neuer Sicht interpretiert, sondern gleichzeitig analysierender Chronist einer Zeit, die für das Judentum und die Juden bis dahin ungeahnte Brüche und Herausforderungen mit sich bringt. So beschäftigt ihn die Frage, wie die Juden sich nach der Shoa den Deutschen gegenüber verhalten sollten genauso wie die Furcht, die Juden könnten irgendwann in der Shoa ein identifikationsstiftendes Moment sehen, oder die Überlegung, wie sich katholische Kirche und das Judentum nach der Shoa annähern können.

Das Buch unterteilt sich in drei Teile: Der erste führt den Leser in die Werke jüdischer Gelehrter ein, deren Gedanken Trepp beeinflussten und inspirierten. Trepp sah sich unter den Juden in den Vereinigten Staaten als Vorkämpfer für die Ideen, die das deutsche Judentum bis zu dessen Vernichtung ausgezeichnet hatten. Und in diesen Essays stellt er den Amerikanern die Männer vor, die das deutsche Judentum maßgeblich gestalteten. Mit einigen, neben Hirsch vor allem Cohen und Rosenzweig, sollte sich Trepp sein Leben lang beschäftigen. Im dritten Band der „Jüdischen Schriften“ von Cohen, die Trepp aus Deutschland retten konnte, diente Trepp noch in 2010 eine Postkarte aus dem Jahr 1936 als Lesezeichen. Ein Jahr später bereits, 1937, schrieb Trepp als Landesrabbiner in Oldenburg zum ersten Mal über die Auseinandersetzung zwischen Hirsch und dem Historiker Heinrich Graetz, auf deren Verhältnis er auch in einem der Beiträge hier eingeht. In dem Disput zwischen Hirsch und Rabbiner Seligmann Baer Bamberger geht es um den von Hirsch angestrebten Austritt der Orthodoxen aus den Gemeinden, in denen es auch liberale Einrichtungen gibt. Trepp verehrt Hirsch und hält dessen Bemühen um eine Öffnung des Judentums unter Wahrung strikter Religiosität für bedeutend und zukunftsweisend. Doch am wichtigsten für Trepp ist die Einheit des Judentums unter Einschluss aller Strömungen und Ideen. So kann er den Schritt Hirschs hin zur Abspaltung weder verstehen noch rechtfertigen. In der Tat hat es nach Bambergers Einspruch in der Vorkriegszeit nur wenige Gemeinden gegeben, aus denen die Orthodoxen

austraten. Stattdessen bildeten sich die Einheitsgemeinden, unter deren Dach die verschiedenen Richtungen wachsen konnten. Zu Trepps großem Kummer mutierten die Einheitsgemeinden im Nachkriegsdeutschland an vielen Orten zu Einrichtungen, unter deren Dach nur eine Richtung gedieh, nämlich eine Orthodoxie, die mit der offen gestalteten deutschen Vorkriegsorthodoxie nur den Namen gemeinsam hatte.

Immer wieder beschäftigte Trepp sich in Vorträgen oder Schriften mit Franz Rosenzweig. In diesem Band führt er in dessen Philosophie ein und vergleicht diese und auch das Aktionsprogramm Rosenzweigs mit Philosophie und Aktionsprogramm des Rekonstruktionismus. Sowohl Rosenzweig wie auch Kaplan legen den Fokus auf die Bildung. Wie vor ihnen schon Leopold Zunz und Hermann Cohen halten sie das Judentum ohne notwendiges wissenschaftliches Fundament auf Dauer nicht für gesichert. Es ist interessant zu sehen, wie zeitlos manche dieser Ideen sind. So funktionieren nach dem von Rosenzweig entworfenen Lehrplan heute Gruppen in Synagogen, deren Mitglieder im Wechsel füreinander als Lehrer agieren. Und die Texte zeigen, wie sich das Judentum und das Denken von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändern, doch sie zeigen auch, dass manche Probleme bleiben. Die Klage Rosenzweigs über eine intellektuelle Betriebsamkeit, die sich selbst genügt und die mit „zu viele Offiziere und zu wenige Soldaten“ umschrieben wird, beschreibt immer noch den Zustand vieler jüdischer Gemeinschaften. Und genauso drängend bleibt die Notwendigkeit, den Nichtjuden die Ethik des Judentums nahezubringen. Für Trepp wurde dies nach der Schoa sogar noch drängender. Denn genauso wichtig wie das Wissen über die Ethik und die Werte des Judentums für die Juden ist, um die Religion von innen heraus zu erhalten, ist es für die Nichtjuden, um sie nicht von außen durch Ignoranz oder sogar Hass zu zerstören.

Gott hat mit den Juden einen Bund geschlossen. Die meisten Beiträge im zweiten Teil beschäftigen sich auf die eine oder andere Weise damit, was dies für die Juden bedeutet. Es geht um Israel. Um das Land, um die Religion und um das Volk. Wie die meisten Überlebenden hatte Trepp ein besonderes Verhältnis zum Staat Israel. Er war stolz auf dessen Errungenschaften. Und er sah ihn als natürliche Heimstätte für die Juden. Als diese im 19. Jahrhundert anfangen, dort Land zu kaufen, kamen sie nach Hause. Andere hatten das Land nie verlassen. Trepp beschreibt und analysiert die starke spirituelle Verbundenheit der Juden mit dem Land, das sie einst besessen hatten und das ihnen von Gott zugesagt worden war. Trepp stand Menschen mit Unverständnis gegenüber, die sich des biblischen Zusammenhangs nicht bewusst waren, und die auch von der historisch-völkerrechtlichen Entwicklung Israels nichts wussten, es aber als „Eindringling“ in der Region ablehnten.

In weiteren Arbeiten setzt er sich mit Fragen der Beziehung zwischen Gott und dem Einzelnen, mit der Frage nach dem Messias im Judentum und mit der Überlieferung und Interpretation biblischer Texte auseinander, die auch für Nichtjuden von großem Interesse sind. Was bedeutet „Auge um Auge“ wirklich?

Warum gibt es die Todesstrafe im Judentum nicht, wenn sie doch in der Hebräischen Bibel vorkommt? Und warum ist die Askese dem Juden fremd? Abgeschlossen wird dieser Teil mit der Reflexion über eine Frage, die Trepp seit Jahren umtrieb: Wie können die Juden die Shoa in einer Weise erinnern, die relevant ist, aber nicht selbstzerstörerisch wird, und die nicht Ressourcen und Energien dort abzieht, wo sie für die Entwicklung eines lebendigen Judentums besser eingesetzt wären.

Wie positioniert sich das Judentum der nichtjüdischen Gesellschaft gegenüber? Darum geht es im dritten Teil des Buches. Wenn es um Deutschland ging, hatte Trepp seine eigene Antwort gefunden: Er ging in seine „gestohlene Heimat“, wie er es nannte, zurück und begann, den Menschen Wissen über das Judentum zu vermitteln. Aus seiner Sicht war das der einzige Weg, einem neuen Anwachsen des Antisemitismus vorzubeugen. Die verschiedenen Religionen sollen sich respektieren, weil sie einander verstehen und in der Lage sind, das Gute in der jeweils anderen Kultur zu erkennen. Ein Nebeneinander, in dem die eine die andere aus Gründen der Toleranz neben sich duldet, kam für Trepp nicht in Frage. Er stand dem Konzept der Toleranz grundsätzlich skeptisch gegenüber, weil es stets implizierte, dass ein Teil dem anderen überlegen war. Er hatte sich der Überzeugung George Washingtons angeschlossen, der nur ein echtes, vollkommen gleichberechtigtes Miteinander als Basis für ein friedliches Zusammenleben ansah. Doch dazu ist auf beiden Seiten ein Wissen über die jeweils andere Seite notwendig. Bildung ist für Trepp auch hier der Schlüssel für alles. Jede Seite muss in einem Dialog in der Lage sein, die andere Seite zu verstehen. Doch um überhaupt in den Dialog hineingehen zu können, muss erst einmal die eigene Religion durchdrungen worden sein. „Ohne religiöse Bildung, ohne ein lebendiges Wissen von unseren Ideen, von unserer Literatur und Geschichte bleibt die religiöse Gesittung ohne Halt und Inhalt“, schreibt Hermann Cohen. Und Trepp fügt hinzu: „Vielleicht sogar gefährlich.“ Ein Jude muss Trepp zufolge in der Lage sein, aus seiner eigenen religiösen Festigkeit heraus den anderen ein Gegenüber zu sein. Der Band schließt mit einem Essay über die Wissenschaft des Judentums und die deutsche Universität. Trepp hat diese Rede gehalten, als ihm die Honorarprofessur an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz verliehen wurde. Damit schließt sich ein Kreis. Ist es die Wissenschaft des Judentums, die Zunz und Cohen angestrebt haben? Kann sie es sein in einem Land, in dem diese Wissenschaft beinahe ausschließlich von Nichtjuden betrieben wird, was Cohen noch als ausgeschlossen angesehen hat? Leo Trepp nähert sich auch dieser Frage mit einer Offenheit, die einer lebendigen Entwicklung förderlich ist.

Bei der Auswahl habe ich einige Texte nicht berücksichtigen können, weil es Vorträge und Aufsätze zu einem Thema waren, die noch zu einem umfassenden Essay hätten zusammengefasst werden müssen. Es wären also neue Texte geworden, die Trepp vielleicht, vielleicht aber auch nicht so geschrieben hätte. Hinzu kommt, dass sowohl das Thema ‚Die Frau im Judentum‘ als auch die ‚Toleranz‘ aus jüdischer Sicht, wie auch andere Themen eine stärker fachbezogene

Aufmerksamkeit verdient haben, als ich ihnen hätte angedeihen lassen können. Zu gegebener Zeit wird eine solche Arbeit zusammen mit anderen in die Hände eines Doktoranden gelegt werden.

Die Arbeit an den Texten meines Mannes hat mir aus vielen Gründen große Befriedigung gegeben. Einer ist, dass ich die liebevolle Unterstützung meiner Freunde und Familie hatte, wofür ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken möchte. Ein besonderer Dank geht an Professor Michael Tilly am Fachbereich ‚Antikes Judentum und hellenistische Religionsgeschichte‘ in Tübingen, der mich mit seinen beiden wissenschaftlichen Mitarbeitern Luke Neubert und Daniel Schumann in Kontakt brachte. Ich stehe tief in beider Schuld. Nicht nur haben sie den gesamten Text mit Fachwissen durchgesehen und, wenn nötig, korrigiert. Luke Neubert wurde nicht müde, wenn ich ihn zwischendurch als judaistisches Lexikon benutzte. Und Daniel Schumann hat mit großem Wissen und Fachverständnis das Glossar angefertigt. Ein großes Dankeschön geht an Professor Matthias Morgenstern in Tübingen, der mir sehr geholfen hat, einige Selichot und Kinot zu finden und mich dabei gleichzeitig auf bis dahin unentdeckte Schätze in meiner eigenen Bibliothek gestoßen hat. David Stephenson und Friederike Landau vom Institut für Strategieentwicklung in Berlin haben bei der Übersetzung der englischen Texte geholfen, wofür ich dankbar bin. Zu danken habe ich ebenfalls dem Leo Baeck Institut in New York, das mir beim Auffinden mancher Texte geholfen hat, sowie den Mitarbeitern des Jüdischen Museums in Berlin, die nicht müde wurden, in ihrem Archiv nach Texten für mich zu suchen. Hergen Wöbken und Robert Ferrer waren hilfreich bei der Auswahl der Texte und unersetzlich beim Lesen nach dem ersten Redigieren. Ich danke ihnen dafür, vor allem aber danke ich ihnen für ihre Geduld während Zeit des Schreibens. Und nicht zuletzt danke ich Frau Julia Zubcic, die den Arbeitsprozess mit hoher Kompetenz, Effizienz und netten Aufmunterungen zwischendurch begleitet hat.

Ich möchte dieses Buch unseren Freunden in Deutschland und in den Staaten widmen, unserer kleinen ‚gewählten Familie‘ mit der mein Mann und ich helle und dunkle Stunden geteilt haben, und die mich nach seinem Tod in das Leben zurückgetragen hat.

Gunda Trepp, San Francisco, im Januar 2013

ERSTER TEIL

ZUM EINFLUSS JÜDISCHER PHILOSOPHEN

Ein religiöser Evolutionist

Das Porträt von Michael Creizenach wurde 1944 im amerikanischen Magazin ‚Liberal Judaism‘ veröffentlicht. Zum einen ist es eine Hommage an einen Mann, der schon im frühen 19. Jahrhundert erkannt hatte, dass, wenn das Judentum für die Menschen Bedeutung behalten soll, es für sie bedeutend, interessant und praktizierbar gestaltet werden muss. Doch über diesen Grundgedanken hinaus weist auf zwei wichtige Dinge hin: Der frühe Reformler versucht die Menschen „mitzunehmen“, wie man heute sagen würde. Er hatte verstanden, dass eine Reform ohne die Menschen eine Reform gegen die Menschen ist und zu mehr Schaden als Nutzen führen konnte. Und Creizenach ist der festen Überzeugung, dass, um Dinge ändern zu können, man sie erst einmal verstehen und sie durchdrungen haben muss.

Beide Aspekte waren Trepp Zeit seines Lebens wichtig. Es konnte ihn stark frustrieren, wenn er merkte, dass Reformrabbiner einen Gottesdienst „light“ hielten, und offensichtlich wurde, dass sie nicht wussten, was sie wann weglassen, und warum sie es taten. Dass er diese Seite an Creizenach so explizit beschreibt, kann durchaus damit zu tun haben, dass die Arbeit für ein Reformmagazin geschrieben worden war und er die Chance gern wahrnahm, den Reformrabbiniern diese Charaktereigenschaft Creizenachs vorzustellen. Genauso wie ihn Unkenntnis auf Reformseite ärgern konnte, ließ er allerdings Orthodoxe abblitzen, wenn sie ihm erklärten, etwas müsse diesen oder jenen Weg gehen, ohne eine andere Begründung dafür zu haben, als dass ihre Großeltern es auch schon so gehandhabt hätten. Judentum sollte und musste laufend verändert werden und manches auch eben nicht, doch jeder, der es unternahm, musste, wie er es von Creizenach schreibt, „seinen Talmud“ kennen und wissen, wovon er sprach.

Ab 1833 arbeitet Creizenach an seinem Schulchan Aruch – übersetzt: „gedeckter Tisch“. Manche Leser werden mit diesem Terminus vertraut sein, denn der Schulchan Aruch, den Josef Karo im 16. Jahrhundert veröffentlichte, ist der wohl bekannteste und – mit Ergänzungen anderer Lehrer versehen – der immer noch meist benutzte Kodex der Halacha weltweit. Von Karo für das sephardische Judentum konzipiert, wurde er um Kommentare für das aschkenasische Judentum erweitert, dessen akzeptiertes Regelwerk sich in einigen Fragen von dem sephardischen unterschied. Wie aus dem folgenden Text hervorgeht, entwickelt Creizenach in seinem Schulchan Aruch neue Interpretationen der Halacha.

Michael Creizenach wurde am 16. Mai 1789 in Mainz geboren. Zu den wenigen Rechten, die Juden damals im Getto hatten, gehörte die Ausbildung ihrer Kinder an den öffentlichen Schulen der Erzdiözese. Es war jedoch nicht verpflichtend und nur sehr wenige nahmen dieses Recht auch tatsächlich in Anspruch. Doch die Saat, die der Erzbischof damit gesät hatte, sollte bald sprießen. Als Creizenach drei Jahre alt war, wurden die Juden in Mainz als vollwertige Bürger unter französischem Recht anerkannt und begannen sofort damit, die modernen Bildungswege für sich zu nutzen. Eine Reihe von Eltern schickten ihre Kinder auf das neu organisierte Lyzeum. Einer der neuen Schüler (in der Zeit von 1806 bis 1809) war Michael Creizenach, der die Schule schon nach zweieinhalb Jahren mit Auszeichnung verließ.

Seine Familie war ein alteingesessener Teil der Gemeinschaft – sehr angesehen und ziemlich wohlhabend. Bereits als kleiner Junge war er mit dem Studium hebräischer Themen vertraut gemacht worden. Im Laufe seiner Schulzeit kamen moderne Sprachen und Mathematik hinzu, ohne dass er darüber seine jüdischen Studien bei den Rabbinern der Gemeinde vernachlässigte. Für die Mathematik hatte er eine besondere Gabe, in einigen seiner zahlreichen Lehrbücher sollte er sich später mit mathematischen Themen beschäftigen, so schrieb er verschiedene Bücher zur Geometrie. Bei all dem erwarb er mehr als reines Wissen: Sein Studium ließ ihn die Bedeutung der Bildung an sich wertschätzen. Er vertiefte sich in die Schriften von Immanuel Kant und Jean-Jacques Rousseaus und genoss die Vielfalt verschiedener Sprachen. Creizenach wurde klar, dass eine neue Ära für das jüdische Volk angebrochen war, und dass Religion mit den modernen Ideen in Einklang gebracht werden musste, wenn die Juden unter den neuen Umständen ein stimmiges Leben führen wollten. Er hatte selbst gerade einmal die Schule abgeschlossen, da entschied er sich, Lehrer zu werden und seinem Volk durch Erziehung zu helfen, in den neuen Status hineinzuwachsen.

So organisierte der junge Mann – mittlerweile ebenso hochgewachsen wie stark und tatkräftig – im Jahr 1813 eine höhere Bildungsanstalt für die jüdischen Kinder. Sein Projekt stieß zunächst auf heftigen Widerstand der Gemeinde, gewann dann aber die Zustimmung der gesamten Gemeinschaft einschließlich des alteingesessenen Rabbiners. Der Lehrplan der Schule war revolutionär: anstatt auf Griechisch oder Latein lagen die Schwerpunkte auf modernen Sprachen, Mathematik, Geschichte und dem Naturstudium. Die Behörden der Stadt verfolgten die Unternehmung von Beginn an mit großem Interesse, bevor sie 1831 entschieden, selbst ähnliche Schulen für die allgemeine Bevölkerung einzurichten. Über ein Jahrhundert später hörte der Autor dieses Beitrags, wie Creizenach von der Stadt Mainz als Vater der modernen Pädagogik gelobt wurde.

Doch Jugendpädagogik war nur ein Abschnitt der Arbeit, der sich Creizenach verschrieben hatte, er erstrebte die Erziehung des ganzen Volkes. Er wurde Redner, veröffentlichte ein monatliches Magazin, in dem er seine Ideen formulierte und sich mit den praktischen Problemen der Gemeinde auseinandersetzte. Er schrieb Flugblätter und Broschüren und setzte alles dran, den eigenen kultu-

rellen Horizont zu erweitern. Im Jahre 1824 erwarb er seinen Dokortitel an der Universität Gießen und wurde ein Jahr später an das Philanthropin nach Frankfurt gerufen, um zu helfen, diese jüdische Schule nach seinem Ansatz umzugestalten – mit ihrer modernen Pädagogik genoss die Institution dann über ein Jahrhundert lang große Wertschätzung und Berühmtheit weit über Frankfurt hinaus.

Von 1833 bis 1840 veröffentlichte er sein Hauptwerk „*Shulchan Aruch*, oder enzyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes wie es durch die rabbinischen Satzungen sich ausgebildet hat, mit Hinweisung auf die Reformen, welche durch die Zeit nützlich und möglich geworden sind“. In vier Bänden beschreibt Creizenach darin die Entwicklung des Talmuds, analysiert dessen Charakter und Struktur und zeigt auf, wie „durch ein Festhalten an der talmudischen Auslegung und eine Abschaffung talmudischer Einschränkungen der Kampf zwischen Leben und Gesetz erfolgreich ausgeglichen werden kann“. Er schrieb mit großer wissenschaftlicher Erkenntnis und ging in der Forschung akribisch vor. Doch die Forschung war nicht das Ziel seiner Arbeit. Das Ziel war vielmehr, das Volk davon zu überzeugen, dass das mosaische Gesetz und das Judentum als Ganzes nur durch eine Reform des Rituals gestärkt werden könne.

Als er diese Bücher abgeschlossen hatte, spürte Creizenach, dass nun sein eigentliches Schaffenswerk beginnen würde – jetzt konnte er seine Ideen im Leben umsetzen. Plötzlich jedoch nahm seine Gesundheit rapide ab, und er verstarb am 5. August 1842. Die Grabrede hielt sein Freund, der Historiker Isaak Markus Jost. Er lobte Creizenach als einen Mann, der sich selbst, seine Generation und deren Bedürfnisse zutiefst gekannt hatte; als jemand, der die Beschränkungen des menschlichen Wissens verstand und aus diesem Grund ein wahrer Pädagoge war – fest in seinen Überzeugungen und doch vorsichtig und überlegt in seiner Kritik.

Das Wirken von Michael Creizenach kann am besten von seiner Rolle als Pädagoge her verstanden werden. Pädagogen mögen in der Theorie oft Revolutionäre sein, doch sind sie dies selten in der Praxis, denn der Prozess der Pädagogik ist viel mehr der einer Evolution als einer Revolution. Als Student hatte Creizenach einen tiefen, ehrfürchtigen Respekt vor der Kultur israelitischer Vergangenheit, die uns durch die Bibel wie auch den Talmud übermittelt worden ist. Er hatte hohe Achtung vor den gelehrten Rabbinern, unter denen er studierte und die, abseits ihrer religiösen Ansichten, aufgeschlossene Männer in der Stadt Mainz waren. Daher versuchte er eher, das Volk zu überzeugen anstatt es zu zwingen und zog es vor, alte Lehrmeinungen neu zu interpretieren, anstatt sie loszuwerden. Als Pädagoge vertrat er die Ansicht, dass nur derjenige, der die Thematik in der Tiefe durchdrungen und verstanden hatte, befähigt werden sollte, jüdische Institutionen zu reformieren. Darum müssten zwei Fragen bejaht werden, bevor irgendeine Reform angegangen werde: Schadet das alte Gesetz? Und kann die neue Idee in einem evolutionären Prozess entwickelt werden?

Während er Reformen grundsätzlich befürwortete und guthieß, warnte er zugleich vor jeglichem radikalen Wandel, für die die breite Masse und die Rabbiner nicht offen sein könnten. Solch ein Wandel würde lediglich für Zwietracht im Volk Israel sorgen, wenn doch Einheit das primäre Ziel bleiben müsse. Daher kritisierte er das Auslassen jeglicher Referenzen zum Messias und einer künftigen Volksgemeinschaft (im Staate Israel) im neuen Gebetbuch des Hamburger Tempels. Im Grunde könne jeder selbst diese Formulierungen als symbolisch oder wörtlich interpretieren, und durch das Auslassen hätten die Autoren „womöglich darin versagt, den fundamentalen Grundsatz aller religiösen Rekonstruktion zu beachten, der lautet, den Anhängern der Religion, die es zu reformieren gilt, eine umfassende Möglichkeit zu geben, an den geplanten Verbesserungen teilzunehmen“.

Wo liegt dann sein Beitrag für die Liberalisierung des Judentums? Man könnte sagen: In der Tatsache, dass seine Werke belegen, wie ernst die Reformer ihre Aufgabe nahmen. Sie waren nicht von dem Wunsch nach Assimilierung getrieben, sondern von dem Bedürfnis, das Judentum neu zu beleben. Sie waren keine Männer, denen es an jüdischem Wissen mangelte, sondern Pioniere, die ihren Talmud kannten und gewissenhaft mit allen Problemen rangen, bevor sie Entscheidungen trafen.

Michael Creizenach ging noch einen Schritt weiter. Nachdem er die Irrtümer seiner Zeit aufgezeigt hatte, definierte er klar, was das Ziel aller Reform sein solle, nämlich: dem Durchschnittsbürger zu ermöglichen, ein normales Leben zu führen, ohne bei jedem Schritt von der Last überkommener Regeln und Vorschriften beschwert zu werden. Doch müsse man reformieren, ohne fundamentale Grundlagen unserer Religion zu kompromittieren oder zu opfern. Doch es sei besser, diese Regeln abzuschaffen, als zu sehen, wie die Menschen selbst sie irgendwann verwerfen und dabei die Religion an sich weniger und weniger respektieren. Doch Hand in Hand mit diesen negativen Reformen, die aussondern, sollten die positiven gehen. Die öffentlichen Gottesdienste müssten würdig gestaltet werden, und Creizenach entwarf eine Form des öffentlichen Gottesdienstes, die mit der Zeit allgemeine Anerkennung erfuhr und sogar noch heute Beachtung findet. All dies zeigt, wie revolutionär seine Ideen zu seiner Zeit waren. Ebenso müsse das Leben in jüdischen Haushalten erneuert werden. Selbst vor einem Jahrhundert scheint dies unter den orthodoxen Verhältnissen vernachlässigt worden zu sein, denn Creizenach betonte diesen Punkt besonders. Wie auch der Gottesdienst sollte es verschönert werden, um neue Würde und tiefere Bedeutung zu erhalten. Schließlich rief er dazu auf, die jüdische Schule zu reformieren, die sich ihrer Verantwortung bewusst werden müsse, den jüdischen Charakter ihrer Schüler zu formen und sich nicht nur der Lehre von Sprachtechniken und Ritualen verschreiben dürfe. Dem Lehrer müsse ermöglicht werden, so zu unterrichten, wie es ihm sein Gewissen vorschreibe, die Schule müsse die Einheit Israels vorantreiben und kontroverse Themen vermeiden. Der Rabbiner solle als Lehrer für Religion und Ethik auftreten und nicht für rituelle Handlungen.